

# Am heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum Oberschlesischen Wanderer.

Nr. 195

Gleiwitz, Sonnabend, den 23. August 1919.

92. Jahrgang.

## Die Annelies vom Rosenhof.

Roman von R. von der Eider.

(31. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Alwine vergaß aber nicht so leicht. John — das war ihr Mar — war der Verführte. Annelies aber sollte ihrer Strafpredigt nicht entgehen. Sie sollte sie morgen bei der ersten Gelegenheit bekommen.

Frau Alwine führte immer alles aus, was sie sich vorgenommen hatte. Beim Frühstück — John war schon hinausgegangen, nur Obbe tauchte noch an ihrem Käsebrod, weil sie schlecht beißen konnte — stellte sie Annelies zur Rede.

„Hör mal, mein Kind, ich muß ernstlich mit dir reden. Es war sehr unheimlich, wie du gestern gehandelt hast.“

„Ich langweilte mich tot,“ versetzte Annelies.

„Aber mußt du John denn da vor aller Welt küssen?“

„Er ist doch mein Mann! Ich finde, es ist eher ein Unrecht, wenn man seinen Mann nicht küßt.“

„Sich!“ machte Obbe. Sie zog sich einen strafenden Blick der Hausherrin zu.

„Du willst mich nicht verstehen,“ sprach diese. „Ich möchte nicht, daß du immer und überall der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit bist.“

„O, das bin ich doch gewohnt.“

„Dann hast du es wohl in Berlin ebenso getrieben wie hier?“

„Ich bin überall gleich.“

„Annelies, weil wir gerade darüber sprechen. Die Sache läßt mir keine Ruhe. John schrieb früher mal, daß du mit einem Schauspielverheiratet wärest. Aber dann hättest du John nicht heiraten können. Wie hängt das zusammen?“

„Mit dem Schorsch war ich nicht wirklich verheiratet. Wir lebten nur zusammen.“

„Um Gotteswillen! Und das sagst du so, als wäre gar nichts dabei! Wie konntest du so in Sünden dahingleben?“

Annelies blickte die Tante mit ihren klaren Kinderaugen verständnislos an.

„Ach, ich lebe in einer ganz anderen Welt als ihr. In meiner Welt ist es keine Sünde, wenn zwei, die sich nicht heiraten können, sich zusammenfinden und sich lieb haben. Es muß nur ehrlich dabei zugehen. Da ist es auch keine Sünde, wenn ein armes Mädchen Mutter wird. Da handelt man, wie es einem gut dünkt und spricht wie man denkt.“

„Eine herrliche Welt! Was nennt man denn bei euch Sünde, wenn man fragen darf?“

Anneliesens Gestalt wuchs. Ihre Augen blitzten, als ob Feuer darin wäre.

„Wenn ein Mann ein armes Mädchen verführt und im Elend verläßt, wenn man den Liebsten belügt und betrügt, wenn man einem Menschen mit Absicht weh tut, wenn man Gutes tun kann und es verläßt — das ist bei uns Sünde.“

„Obbe, willst du nicht mal nach der Suppe sehen?“ bat Frau Alwine.

Obbe rührte sich nicht. „Ja, wenn ich mein Brod aufhabe,“ murmelte sie.

Da ging die Frau selber, aber vorher sagte sie mit scharfer Stimme zu Annelies: „Das ist ja eine ganz verkehrte Welt. Da wunderst es mich gar nicht, daß du so verkehrt bist.“

Die Tür schlug hinter ihr zu. Obbe, die alte neugierige Obbe, rückte an Annelies heran. Sie hatte nicht alles verstanden. Ihr Gehör ließ nach.

„Was ist das mit dir Annelieschen, warum bist du denn eigentlich von deinem verflochtenen Manne?“

„Er hat mich belogen.“

„Na — bloß wegen ein bißchen Lügelei geht man doch nicht von einander!“

„Es kommt auf die Art und Weise an. Wenn einer seiner Frau vorlöst, er hat hunderttausend Mark, und er hat nachher keinen Groschen.“

„Ja — das ist wohl wahr ... denn hast du ihn wohl verläßt?“

„Nein — ich bin von ihm gegangen.“

„Aber ich denke, das Gerücht meinet du da gern zwischen ...“

„Ja, er denn nicht verrückt worden?“

„Nein.“ — Annelies lächelte.

„Aber der schuldige Teil ist er doch?“

„Ja, das ist er wohl.“

„Und denn hast du John geheiratet? ... Anders, wenn man bedenkt, daß die Welt doch fortgeschritten! Heute heiraten sie sich, morgen gehen sie auseinander, und nach ein paar Wochen heiraten sie schon wieder einen andern. Wenn mir das passiert wäre mit meinem Mann ... Anders, wir laufen die kalten Gräben über, wenn ich bloß daran denke.“

### Neunzehntes Kapitel.

Die Sonne schien in diesem Sommer viel. Annelies war ein Sonnenkind: sie blühte auf wie die schönste Rose des Hofes. Sie freute sich ihres Lebens, und sie erfreute die Menschen durch ihre Schönheit und Güte.

Es wäre auch alles ganz gut gegangen. Frau Karstens hatte aber einmal ihren Sinn darauf gesetzt, aus der Rose ein nützliches Küchengewächs zu ziehen. Sie ließ nicht nach mit ihren Bemühungen, und sie war eine Frau, die doch stets durchgedacht hatte, was sie wollte. Der Pastor unterstützte sie. Es war ein gutes Werk.

Am Sonntag kam er und erkundigte sich wie gewöhnlich nach dem Sorgenkinde.

„Ich bleibe dabei,“ sagte die Rosenhofbäuerin, „sie ist der Nagel zu meinem Sarge. Ich habe einen sehr langen Geduldszaden, aber er ist jetzt nahe am Abreißen. Sie glauben garnicht, was sie alles anstellt. John tut was sie will. Der holt ihr die Sterne vom Himmel, wenn sie's verlangt. Ach Herr Pastor, ich glaube, es ist eine Strafe von Gott. Wäre ich doch gegen Meiner nicht so hart gewesen!“

Der hochwürdige Herr tröstete sie: „Nur Geduld, meine Liebe. Es steckt noch der Uebermut der Jugend in ihr. Sie schen doch schon einmal auf dem Wege der Besserung zu sein. Vielleicht kommt aus das Leben selbst einmal zur Hilfe und erzieht sie. Zu jedem Menschen kommt das Schicksal einmal.“

Frau Alwine schaltete fromm die Hände. „Das waltete Gott!“

Annelies sah im Garten in der Wildweinsteube über einem Buche, als ihre Erzieher näher kamen.

Der Pastor runzelte die Stirn, als er den Titel las. „Gösta Berling?“

„Ja, Herr Pastor,“ entgegnete Annelies schnell, „sehen Sie, wenn ich eins von Ihren Büchern lese, dann muß ich immer gähnen und am Schlusse denke ich: Pui, wie häßlich ist die Welt! Die interessantesten Menschen sind alle schlecht, und die guten sind furchtbar langweilig. Da möchte man wahrhaftig lieber böse als gut sein. ... Aber wenn ich ein Buch wie dieses hier lese, dann jubelt es in mir auf. Ich denke, wie schön ist die Welt. Wie herrlich ist es, daß so etwas geschrieben wird, daß man es lesen darf! Dann jalle ich die Hände und danke Gott!“

Pastor Fink wollte etwas entgegnen. Er öfnete schon den Mund, aber er schloß ihn wieder. Es fiel ihm ein, daß er „Gösta Berling“ selbst nur vom Hörensagen kannte. Vielleicht war das Buch garnicht so schlimm, wie man es ihm geschildert hatte.

Sie gingen weiter.

„Es ist eine schwere Aufgabe,“ sagte er.

Die Frau seufzte. „Ja — und die Leute stehen ihr noch bei. Der Buchbinder aus der Stadt verschreibt alle Bücher, die sie bloß haben will, und er schickt sie ihr sogar heraus.“

Nach dem Abendbrod, als der Pastor schon fort war, und John mit Annelies auf der Trift spazieren ging, um die Sonne untergehen zu sehen, saß die Hausfrau mit ihrer Mutter zusammen.

„Denn mal an, Obbe,“ sagte sie. „Annelies liest Romanbücher, die garnichts taugen. Der Herr Pastor war ganz erschrocken darüber.“

„Aber es stehen keine Geschichten drin,“ meinte die Alte.

„Obbe, du liest doch nicht etwa solches Zeug noch auf deine alten Tage? Das geht doch nicht.“

„Ach, wenn ich meine Brille aufsetze, geht es noch ganz gut. Es sind wirklich keine Geschichten!“

„Sie ist eine Giftblume,“ dachte Frau Alwine, „eine gefährliche Giftblume. Man spürt das Gift. Aber ich halte sie mir vom Leibe.“

Annelies ging mit John die Trift auf und ab. Sie wollten die Sonne untergehen sehen; aber dann vergaßen sie es.

„Denke dir John,“ sagte Annelies, „ich habe einen Brief von Grete Boschwitz bekommen. Sie schreibt, Schorsch hätte sich verheiratet mit der Herzberg. Die soll sich ihm direkt an den Hals geworfen haben. In der Gedächtniskirche sind sie getraut worden. Sie sind alle dabei gewesen. ... Verstehst du das, John?“

„Nein,“ sagt er ehrlich.

„Er war ein eigentümlicher Charakter. Es widersprach sich vieles an ihm.“

„Und mächtig geistig war er.“

„Aber daß er mir so schnell unrein würde, hätte ich doch nicht gedacht.“

John brudste.

„Annelies, ich sollte dir eigentlich schon lange etwas Bestellen von Schorsch.“

„Was denn?“



„Ich sollte dir sagen, daß er — daß du die einzige Frau wärest, die er wirklich geliebt hätte.“

„So, sagte er das?“

In ihren Augen strahlte ein Licht auf und verlösch wieder.

„Liebst du ihn noch?“ fragte John leintaut.

Sie sah ihm mit wehmütig treuem Blick in die Augen.

„Es war doch eine schöne Zeit, als ihr meine beiden Bräutigams wart. Ich bin Euch immer treu gewesen. Nicht einmal in Gedanken habe ich je einen anderen Mann geliebt. Aber wer von Euch mir der liebste war, weiß ich nicht. Zeigt bist du es.“

„Ich habe auch nie eine andere geliebt.“

„Das glaube ich wohl, lieber Junge. Was wäre wohl aus dir geworden, wenn ich dich nicht geheiratet hätte. Ob du wohl eine Frau bekommen hättest?“

John zuckte die Achseln.

„Mutter hätte mir dann wohl eine ausgesucht. Aber ich wäre todesunglücklich geworden.“

„Das wärst du ... John, wollen wir mal kämpfen?“

„Denn, so stark bist du schon wieder?“

Sie gingen ins Haus — die Sonne war längst untergegangen.

Sie hatten nicht aufgepaßt. —

Am nächsten Tag begann die Heuernte. Die Leute im Dorf besaßen aufs Neue Gelegenheit, sich zu amüsieren.

Annelies war mitten drin zwischen den Heuarbeitern. In ihrem hellen Batistkleid und dem von einem weißen Chiffonschleier umschlungenen Panamahut gewährte sie einen herzerfrischenden Anblick. Bald war sie hier — bald dort. Einen Augenblick harkte sie — im nächsten nahm sie die Forke zur Hand. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten. Goldschillernde Boden umflatterten ihr Antlitz. Wenn sie lachte, horchte alles auf.

John meinte, es sei gewiß noch nie so lustig hergegangen beim Heumachen. „Und“, fügte seine Mutter hinzu, „noch in keinem Jahr ist so wenig geschafft.“

Laut wagte sie dies freilich nicht zu sagen. Sie merkte wohl, daß Annelies nicht nur von John und den Diensthöten, sondern auch von den Dorfsleuten, gerade von den ärmsten und niedrigsten geradezu vergöttert wurde. Was hatte Annelies bloß in den Karten zu suchen. Er schiedte sich nicht, daß sie zu solchen Leuten ins Haus lief. Die ließ man sich auf den Hof kommen, wenn man etwas von ihnen wollte. Das schien Annelies nie zu begreifen. Da war alles Neben umsonst.

Frau Alwine tadelte auch, daß die junge Frau mit den Dienstmädchen so vertraut war. Mit der Hanne unterhielt sie sich manchmal eine halbe Stunde lang. Seitdem sie hier war, verbrachten die Mädchen viel zu viel Zeit sich zu puzen, und sie gebrauchten jetzt gerade noch einmal so viel weiße Schürzen als früher.

Hanne war Anneliesens Liebling. Eines Tages vertraute diese sich der jungen Herrin an. Der Willem, ihr Bräutigam, stände draußen und wartete auf sie. Er hätte schon zweimal gegessen, aber sie wagte nicht hinauszugehen, und im Herbst müßte er zu den Soldaten; dann beläme sie ihn den ganzen Winter hindurch nicht mehr zu sehen.

Annelies begriff die Situation sogleich: „Geh nur stink, Hanne“, sagte sie, „damit er nicht länger wartet. Ich will es wohl verantworten.“

Frau Alwinens scharfe Augen merkten bald, daß das Mädchen fehlte.

„Wo ist denn Hanne? Da hört sich doch alles auf! Die ist wohl ausgekniffen?“

„Ich habe sie fortgeschickt. Sie sollte für mich — eine Besorgung machen.“

„Solo.“

Die Frau schwieg; aber sie haßte scharf auf. Nach einer halben Stunde war Hanne wieder da, kam sachte herein und machte sich am Herd zu schaffen. Sie hatte nichts an Annelies zu bestellen.

„Es ist so, sie hintergeht mich“, dachte sie, „und meine Leute hat sie auf ihrer Seite.“ Mistrauen und Haß schlugen immer tiefere Wurzeln in ihrem Herzen.

Sie ging zu ihrer alten Mutter hinein.

„Diese Person ist der Nagel zu meinem Sarg!“

„Ein Nagel schließt den Deckel noch lange nicht“, entgegnete Obbe.

Die Alie schien auch von der Kommodiantin betört zu sein.

So wurde das Verhältnis Anneliesens zu der Tante von Tag zu Tag gespannter. Pastor Fint suchte zu vermitteln, aber es gelang ihm nicht. Er tröstete seine alte Freundin. „Legen Sie Ihre Sorgen in Gottes Hand. Gott wird ihren Sinn schon lenken.“

„Ja, es wäre gut für sie, wenn sie einmal die Hand Gottes fühlen würde“, sagte Frau Alwine mit einem Gesicht, in dem wohl Frömmigkeit, aber keine Güte lag.

Es schien, als wollte der liebe Gott direkt das Gegenteil. Annelies wurde von Tag zu Tag frischer, schöner und lebenswichtiger. Sie genas an Leib und Seele.

Eines Nachmittags, als die junge Frau in ihrem Schlafzimmer saß — sie hatte ihr Haar gewaschen und ließ es am Fenster in der Sonne trocknen — klopfte Hanne an ihre Thür und trat herein. Sie machte die Thür hinter sich zu, schloß sie laut auf und sank zu Anneliesens Füßen nieder.

„Aber Hanne, was soll das heißen?“

„Ach, Frau Karstens, helfen Sie mir doch! Wegen Sie doch ein Wort für mich ein bei unserer Frau. Mein Willem ist doch bei den Soldaten und wenn er wiederkommt, heiraten wir uns gleich. Er läßt mich nicht sitzen. Aber nun ist es soweit, daß ich in den Umständen bin — es geht schon auf's Letzte — ich kann ja die Zeit über bei Mutter sein. Wenn die Frau mich bloß so lange behält als es geht und mich nachher wieder nimmt! Ach, helfen Sie mir doch, daß sie mich nicht davonjagt! Ich habe solche Angst!“

(Fortsetzung folgt.)

## Laß es wachsen, wie es wächst!

Stütze von L. Rosenberg.

(Nachdr. verboten.)

Wir saßen bei einem Glase Bier im Gartenrestaurant. „Aber warum bist du heute so nachdenklich?“ sagte ich zu meinem Freunde.

„Ich schlen meine Frage peinlich zu berühren; er sah, mit dem Stuhle kippend, einen Augenblick auf seine Fußspitzen. Dann lächelte er fatal. Und endlich meinte er, nachdem er einen tüchtigen Schluck genommen hatte: „Meiner Frau ist etwas sehr Unangenehmes passiert.“

„Na — was denn?“

„Er wollte noch immer nicht recht mit der Sprache heraus. Endlich ermannte er sich jedoch und sagte: „Du weißt vielleicht, daß es Gärtner gibt, bei denen es zur Manie geworden ist, fortwährend an den Sträuchern und Bäumen herumzuschneiden. Nicht, daß sie einen Baum gründlich stutzen und ihn dann nicht mehr in seiner Entwicklung fördern — nein, sie haben fortgesetzt an ihm herumzubüßeln. Einmal stutzen sie die Krone, dann schneiden sie wieder die Seitentriebe zurück; heute sägen sie links einen Ast ab und nach einigen Wochen amputieren sie ihn rechts. Der arme Baum kann nicht mehr zur Ruhe kommen!“

„Neulich treiben es manche Frauen mit ihrem Haar. Beim Auskämmen sind sie erst zufrieden, wenn sie den ganzen Kamm voll Haare haben. Heute stutzen sie den Bopf, in ein paar Tagen die Stirnlocken, dann wieder bearbeiten sie mit der Scheere ihre Schläfengegend.“

Eine solche Barbarin ist meine Frau.

Vor etwa drei Jahren fing die merkwürdige Sucht an. Immer hatte sie an ihrem damals noch schönem Haar etwas herumzuschneiden. Als ihr eine Kränzelschneidest gar sagte, Gras und Haare müßten oft verschnitten werden, wenn sie üppig und dicht wachsen sollen, wurde es bei meinem sonst so klugen Frauchen zur fixen Idee, jeden Tag das Haar ein wenig zu stutzen, „damit es besser wachse“. Leider nur hatte sie damit keinen Erfolg. Im Gegenteil: das mit Kamm und Scheere fortgesetzt unbarmherzig bearbeitete Haar zeigte „passive Resistenz“ und begann alsbald stark auszufallen.

Der Schreck hierüber war natürlich groß!

„Meine Frau war gezwungen, sich mit fremdem Haar zu versehen. Je mehr sie eigenes verlor, desto mehr fremdes schaffte sie an.“

Da meinte eine gute Freundin zu ihr: „Du bist eine Törlin! Wenn das Haar dicht und üppig wachsen soll, muß man es ziemlich kurz schneiden, nicht aber wöchentlich um einen halben Zentimeter kürzen.“

Meiner Frau, fleißig zu Halbhheiten geneigt, leuchtete diese Weisheit ein. Sie brachte es nun fertig, den Bopf um zwei Drittel zurückzuschneiden, so daß sie ausah wie eine Göttin der alten Griechen oder Römer. Leider nur wurde, allen Maßnahmen zum Trost, das Haar dünner und dünner!

In ihrer begreiflichen Angst, das Haar ganz zu verlieren, wandte sie sich an eine alte kluge Frau, die ihr den wohlgemeinten Rat erteilte, das Haar gänzlich vom Kopfe zu entfernen, die Kopskaut jede Woche einmal mit Rinderfett einzureiben und darauf eine Viertelstunde lang mit der Haarbürste zu betupfen, um den Haarboden zu massieren.

Das tat sie denn auch gewissenhaft. Doch war sie so geschickt, sich vorher meine Einwilligung zur Anfertigung einer Perücke zu holen. Diese Perücke sollte solange ihr Haupt bedecken, als die Kur dauerte.

Leider fiel es aber dem rasierten Haarboden trotzdem nicht ein, größere Anstrengungen zu machen.

Nun wollte meine Ehehälfte vorgestern dem Pferderennen beiwohnen. Sie kleidete sich dementsprechend, legte ihren sämtlichen Schmuck an und begab sich mit ihrer Freundin und unserem Dachshund zum Sportplatz.

Das Wetter war dem Unternehmen nicht gerade günstig. Dennoch waren alle Tribünen voll besetzt.

Leider — nun kommt eben die Geschichte — ereignete sich ein für meine Frau höchst peinlicher Zwischenfall.

Ein kräftiger Windstoß riß ihr unversehens nicht nur den Hut, sondern die ganze Kopsauslage hinweg und führte die Bedeckungen hoch in die Lüfte. Nicht genug damit! Unser Dackel, ans Apportieren gewöhnt, sprang laut bellend umher, vollführte zum Gaudium aller Leute einen wahren Indianertanz und ertastete schließlich Perücke und Hut, um diese schönen Dinge meiner Frau gehorsamst und schwanzwedelnd vor die Füße zu legen. Was weiter geschah, weiß ich selbst nicht. Doch weiß ich, daß nunmehr meine Frau von ihrer Haarstutzmanie gründlich geheilt ist, daß sie also ihr Haar so lang wachsen lassen wird, als es wachsen will. —

Seit vierundzwanzig Stunden bekommt sie Schreikrämpfe und bestürmt mich, diese Stadt zu verlassen. Gib mir einen Rat Freund! Was soll ich tun?“

## Eine unglückliche Mutter.

(Nachdr. verboten.)

S. u. S. Dessau, 5. September.

Vor dem hiesigen Schöffengericht hatte sich die Witwe Minna S. von hier unter der Anklage der Beleidigung, Bedrohung und Sachbeschädigung zu verantworten. Im April d. J. wurde die jugendliche Tochter der Angeklagten in der Elbe unter verdächtigen Umständen tot aufgefunden. Die Mutter verfolgt seitdem den Maurermeister Gust. Reumann von hier auf Schritt und Tritt und wirft ihm vor, der Mörder ihrer Tochter zu sein. Am 1. April äußerte sie in Gegenwart vieler Menschen auf einem Korridor des Rathauses, ihre



Tochter sei von N. vergewaltigt und ums Leben gebracht worden, sie sei mit einem Tuch um den Kopf und mit einem Strid um den Hals und einem Mauerstein am Strid in der Elbe ertränkt aufgefunden worden. Das sei kein anderer als N. gewesen. Sie habe auch schon versucht, ihm aufzulauern und ihn mit Schwefelsäure zu begießen, um ihn unschädlich zu machen. Bei einer anderen Gelegenheit äußerte sie, N. müßte vor die Straßenbahn geworfen werden. Auch während einer Fahrt auf der Dessau-Köpenicker Straßenbahn hat sie ähnliches über ihn vor allen Fahrgästen gesagt. Als N. eines Tages mit einem Auto an ihr vorüber fuhr, schüttete die Angeklagte Schwefelsäure aus einer Flasche auf die Insassen des Autos. Einige erlitten dabei leichte Verletzungen. Das Auto und die Kleidung des N. waren sehr beschädigt worden. Vor weiterem Schaden hat sich N. durch schnelles Abspringen aus dem Auto bewahrt. Die Angeklagte wurde wegen fortgesetzter öffentlicher Beleidigung im Zusammenhang mit Bedrohung zu einer Gefängnisstrafe von 2 Wochen verurteilt. Von der Anklage wegen Sachbeschädigung wurde sie wegen mangelnden Strafantrages freigesprochen.

## Bermischtes.

**\*\* Der Kognal — ein Opfer des Versailler Friedens.** „Zu den Opfern des Versailler Friedens“, schreibt die „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“, „wird auch der Kognal gehören, jedenfalls der „deutsche“ und im weiten Umfang auch der sog. französische.“ Während nämlich in Frankreich die Benennung Cognac als Herkunftsbezeichnung vom Gesetz geschützt wird, ist in Deutschland das Wort Kognal völlig zum Sachnamen geworden, und kein Mensch denkt daran, daß es an der Charante eine Stadt dieses Namens gibt, die der Hauptort für die Bereitung des echten Kognats ist. Da Deutschland durch den Friedensvertrag verpflichtet ist, die Natur- und Gewerbezeugnisse der feindlichen Staaten gegen jede Art von unlauterem Wettbewerb zu schützen und für die Herkunftsbezeichnung fremder Weine und geistiger Getränke die Gesetze des Ursprungslandes zu beobachten, so wird Deutschland jetzt gezwungen sein, auf die wahllose Bezeichnung von Branntweinen aller Art als Kognal zu verzichten. Frankreich wird jetzt bestimmen, was in Zukunft in Deutschland als Kognal bezeichnet, verkauft und also auch getrunken werden darf. Wir werden also auf diese Weise von der Sucht, alles mit einem möglichst feinen, fremden Namen zu belegen, gründlich geheilt. Nicht nur, daß der französische Weinbrand unter allen Umständen als besser galt als der deutsche,“ schreibt die Zeitschrift, „auch der minderwertigste Fufel mußte den „stolzen“ Namen Kognal tragen. Und nach solchen Gebrauchen beurteilt das Ausland den deutschen Handel, die deutschen Sitten und schließlich die Deutschen überhaupt. Zum deutschen Kaufmann und zu deutschen Waren gehören von Gottes und Rechts wegen nun einmal deutsche Namen. Dem Ausland und den Feinden sollten wir es doch endlich glauben. Aber wie wird der deutsche Weinbrand in Zukunft heißen? Wuttl? Bis der Feindverband auch das verbietet!“

**\*\* Die Ferienreise im Flugzeug.** Eine höchst gelungene Ferienreise im Flugzeug hat eine englische Gesellschaft von sieben Mitgliedern unter Führung des Majors Grant unternommen, der seinerzeit 1914 durch seinen Flug über die Nordsee den größten damaligen Ueberseeflug ausführte. Von den Einbrüden auf dieser Ferienreise erzählte seine Gattin, die frühere Opernsängerin Lily St. John, bei ihrer Landung in Kopenhagen: „Wir fuhren um 9 morgens gestern von England ab und nahmen nach einer entzückenden Fahrt über den Kanal unser Frühstück auf dem Militärflugplatz bei Amsterdam und flogen am Nachmittag nach Dänemark weiter. Ich saß die ganze Zeit über oben, obwohl ich in die Kabine hätte hinunter gehen können. Aber es war so entzückend in der frischen Luft. Das einzig Unangenehme war, daß ich nicht sprechen konnte, wegen meines Lederhelms und des Lärms der Maschinen. Wir kamen abends auf der dänischen Insel Langeland an, wo wir vorzüglich aufgenommen wurden. Von Kopenhagen fuhren wir nun nach Stockholm und Christiania und von dort über die Nordsee nach Hause. Es ist die schönste Ferienreise, die ich je gemacht habe, die schönste, die ich mir überhaupt denken kann.“

**\*\* Der „arme Reiche“ vor 100 Jahren.** Der Kriegsgewinnler ist eine Kulturerscheinung, die dem Weltweisen und dem Mann von Geschmack stets eine Quelle der höchsten Komik gewesen ist. Wie wir heute über die „armen Reichen“ lachen, denen es so schwer wird, sich in dem ungewohnten Glanz zurecht zu finden, so tat man es auch schon vor 100 Jahren, als die Zeit der napoleonischen Kriege eine ganze neue Menschengasse, die der Parvenus, schuf. Die lustige Schilderung eines solchen „armen Reichen“ aus der Zeit des ersten Kaiserreiches wird im „Journal des Debats“ wieder aufgefrischt. Es handelt sich um einen Mann, der, „indem er die Geschäfte der anderen machte, so gut seine eigenen Geschäfte machte, daß er einen beträchtlichen Reichtum genießt.“ Wie soll er nun das Geld besser anwenden, als indem er allen Launen der Mode folgt, in der Kleidung und in der Zimmereinrichtung? Die Natur hat ihn nicht gerade mit Reizen ausgestattet; er ist klein, dünn, gedunsen, trägt eine Brille und eine Perücke in der Form eines Taubenkopfs. Natürlich sehen ihm Frack, enge seidene Beinkleider und Schnallenschuhe nicht zum besten. Desto schöner nimmt er sich in seinen ganz nach griechischem Muster eingerichteten Schlafzimmer aus, das mit einem galanten Abenteuer des Mikriades darstellenden Vasrelief geschmückt ist. „Ich muß noch lachen, wenn ich an dies in eine Wolke von feinstem Musseline gehüllte, von Schwänen und Putten umgaukelte Lager denke, wo ich ihn jeden Morgen sah in seiner baumwollenen Blüze und seinem indischen

Schlafrock. Beim Essen wagt er kaum zuzulangen, so stört ihn alles, während sein alter Vater in einem „kurilischen Sessel“ jeden Augenblick herunterzufallen fürchtet. Seine Frau stolpert über den indischen Schlaf, den sie über den Arm trägt, seine Tochter ist nach griechischem, sein ältester Sohn nach englischem Muster gekleidet und die anderen Kinder als Marquisen. Wirklich eine schöne Familie! ...“

**\*\* Wenn es in Berlin 12 Uhr ist!** Wenn die Berliner Turmuhr die Mittagsstunde verkündet und sich die Straßen mit lärmenden, hastenden Menschen füllen, hält der Türke sein Mittagsschlafchen, ist es in Indien 4 Uhr nachmittags und der bezopfte Chinese freut sich nach der Arbeit auf den „Feierabend“. In Neu-Guinea hat man bereits das Abendbrot verzehrt, in Japan dämmert es — sollte dort Hochsommer sein —, und auf den Salomoninseln legt man sich zur Ruhe. Auf den Fidschi-Inseln schläft man bereits den Schlaf des Gerechten und auf der Insel Necker (Sandwichinseln), sowie in Alaska (Westküste) könnte ein Nachtwächter zur selben Zeit verkünden: „Hört, ihr Herren und laßt euch sagen, die Glocke hat eben zwölf geschlagen!“ Auf den Gesellschaftsinseln ist's aber gerade ein Uhr nachts und die ganze braune Gesellschaft huldigt dem Schlafe, wenn nicht gerade ein Mondscheinanzug in Szene gesetzt werden soll. Auch in San Franzisko zieht man noch die Decke übers Ohr, wenn's nicht gar zu warm sein sollte; San Franzisko liegt nämlich schon dem Äquator so nahe wie die Insel Malta. Doch gehen wir weiter! Wenn es in Berlin 12 Uhr mittags und in San Franzisko 2 Uhr 50 Min. nachts ist, kommt die auf 6 Uhr gestellte Beduhr in Newyork in Tätigkeit, um die holde Rüchensee aus dem Schlafe zu rütteln. Die ersten Semmeln werden hier ausgetragen, die Morgenblätter verteilt; die amerikanische Maschine setzt sich langsam in Bewegung. Zur gleichen Zeit bringt die portugiesische Köchin das Fleisch zum Kochen in den Ofen, während in der Pariser Hotelküche Kartoffeln geschält werden für zeitige Gäste. So kommt unsere Erde nie zur Ruhe, und irgendwo gibt's jederzeit fleißige Leute, die sich im Schweiß ihres Angesichts rüßig plagen, oder doch plagen sollten, „solange es Tag ist“.

**\*\* Das erste Heiratsgesuch in deutschen Blättern** findet sich im „Hamburgischen Korrespondenten“ vom 23. März 1793. Das Beitreten des damals noch ungewöhnlichen Weges wird durch den Hinweis auf englische Vorbilder zu entschuldigen gesucht. Im Jahre 1801 gab es schon ein Blatt, das ausschließlich Heiratsannoncen brachte und das den Titel „Allgemeiner Heiratsstempel“ führte. Die ersten Familienanzeigen finden sich in den Blättern überhaupt seit 1790, zunächst Todesanzeigen; seit 1794 Vermählungsanzeigen, seit 1797 Geburtsanzeigen.

**\*\* Flüge aus den Sitten fremder Völker.** Die Seneca-Indianer haben einen schönen Aberglauben. Wenn nämlich in diesem Stamme ein Mädchen stirbt, sperren sie einen jungen Vogel ein, bis er anfängt, seine Stimme zum Gesänge zu prüfen. Dann setzen sie ihn auf das Grab der Gestorbenen, tragen ihm Grüns und Rüsse und Bärtlichkeiten an sie auf, öffnen die Tür seines Käfigs, und wenn er nun fortfliegt, fort ins Weite, glauben sie, er werde die Flügel nicht zusammenlegen und die Augen nicht schließen, bis er ins Land der Geister gekommen, die Geliebte und Verlorene gefunden und ihr die Grüns und Rüsse und Bärtlichkeiten überbracht, die er für sie empfangen. Es soll geschehen, daß einer Vorangegangenen zwanzig bis dreißig solcher Vögel nachgesehenet werden.

**\*\* Die Besuchskarte des Grafen Sternberg.** Der bekannte frühere Reichsratsabgeordnete Graf Adalbert Sternberg hat sich Besuchskarten mit folgendem Text anfertigen lassen: „Adalbert Sternberg, aus dem Hause der Grafen Sternberg, geadekt von Karl dem Großen, entadelt von Karl Renner.“

**\*\* Ein 23jähriger Bürgermeister.** Aus Chemnitz wird berichtet: Der Gemeinderat in Uerdorf bei Oßernhan (Erzgebirge) wählte den erst 23 Jahre alten Schriftseher Schmidt zum Gemeindevorstand von Ullersdorf und Pilsdorf. Schmidt erlernte von 1910 bis 1914 das Buchdruckerhandwerk und lehrte 1915 verwundet aus dem Feld in die Heimat zurück.

**\*\* Jünger als Einbrecher.** Eine überraschende Aufklärung fand nach einem Bericht eine ganze Reihe von Einbruchsdiebstählen, die seit geraumer Zeit in den Büros einer Berliner Großhandlung verübt wurden. Vor einigen Wochen bearbeiteten Täter sogar mit Hammer und Meißel den Geldschrank und es gelang ihnen auch, die erste Panzerkassette zu durchlöchern, während die Innenwand widerstand. Vor dem Schrank entdeckte man nun den Abdruck eines nackten Kinderfußes. Bei den Nachforschungen stellte man in einem Eisenbahnwagen Schuhspuren fest und so kam man auf die richtige Spur. Es sind zwei Knaben im Alter von 10 und 8 Jahren, die sich seit geraumer Zeit umhergefrissen haben und schließlich bei einem Einbruch in ein Zigarrengeschäft ertwischt wurden.

**\*\* Der höfliche Patient.** Die Wartezimmer der Ärzte und Zahnärzte Berlins wurden in der letzten Zeit von einem falschen Patienten heimgesucht. Ein junger, gutgekleideter Mann beobachtete im Westen Berlins die Sprechzimmer der Ärzte und folgte, wenn sich Patienten eingefunden hatten, diesen in die Wartezimmer. Sobald er nun allein war, stahl er die oft wertvollen Einrichtungstücke des Zimmers und auch die auf dem Flur abgelegten Sachen der anderen Patienten oder des Arztes. Wenn noch andere Patienten nach ihm kamen, so machte er ein schmerzzerfülltes Gesicht und klagte über heftige Zahnschmerzen. Plötzlich heifterte sich dann sein Gesicht wieder auf und nun erklärte er, daß seine Zahnschmerzen vergangen seien. Weil er es nun nicht mehr eilig habe, lasse er den anderen Patienten gern den Vortritt. War er dann allein, so packte er alles zusammen, was er mitnehmen konnte, auch die beiden Wachen und



## Weltweisheit.

Karl Gentschel teilt in der „Tägl. Rundschau“ Erlebnisse und Beobachtungen aus amerikanischer Gefangenschaft mit, die manchem die Augen über das Wesen der vermeintlich so anständigen Amerikaner gründlich öffnen werden.

Im Februar 1918 wurde ein schwererkrankter Gefangener anstatt ins Lazarett, gefesselt ins Arrestlokal gebracht. Drei Monate später sah ich den Mann, wenigstens ganz harmlos, mit schweren Ketten und Kugeln an den Füßen im Lazarett außerhalb des Lagers.

Die Soldaten und Offiziere belegten uns mit so gemeinen Schimpfwörtern bei jeder Gelegenheit, daß ich sie hier nicht niederschreiben kann. West hatte den Soldaten aber Befehl gegeben, sofort zu schießen, sollten wir etwa dagegen Einspruch erheben oder zurückantworten.

West zwang uns, unser eigenes Gefängnis, eine Strafbaracke zu bauen. Würden wir es nicht tun, drohte er, das ganze Lager auf Brot und Wasser zu setzen. Täglich zwang er uns, weit außerhalb des Lagers Steine zu sammeln. Wir waren dabei der größten Gefahr ausgesetzt, da die Nachtmannschaften die Gewohnheit hatten, niederträchtige und gemeine Redensarten zu führen, und zugleich Befehl hatten, zu schießen, falls wir antworteten.

Im Winter wurden wir auf die Dächer der Wohnhütten geschickt, um Schnee und Eis herunterzuschaukeln. Nicht nur war das eine außerordentlich gefährliche, sondern auch gesundheitschädliche Arbeit. Ziel man vom Dach, was auch geschah, gab es zerbrochene Knochen. Und die Leute unten, die den Schnee herunterziehen, mußten, standen meistens dünn bekleidet, mit zerrissenen Schuhen bis über die Hüften im Schnee. Mancher ist infolgedessen an Rheumatismus schwer erkrankt.

Die vielen Verstorbenen wurden sämtlich ohne Sang und Klang, auf einem sogenannten „dump-wagon“ (Mistwagen) zum Friedhof gebracht. Die Leute, die sich darüber beschwerten, wurden mit Brot und Wasser bestraft.

Als am 30. August nach der Niederschießung von sieben Mann diese ins Lazarett gebracht wurden, sagte der Oberarzt, Major Beer, in meiner Gegenwart (ich war selbst krank): „Er hätte euch Schweine totschießen sollen!“

Einem Irren, der sich im Arrestlokal (das war der gewöhnliche Platz für die Geisteskranken) aufhängen wollte, wurde von einem anderen Gefangenen der Strick fortgenommen. Ein Korporal, der das bemerkte, nahm den Strick sofort an sich, befestigte ihn in der Zelle des Geisteskranken und sagte: „So, du Sohn einer Hündin, hänge dich, wenn du willst!“

Einem anderen Geistesgestörten rissen die Soldaten im Arrestlokal die Kleider vom Leibe, fesselten ihn, und dann schlugen sie ihn blutig.

Einem anderen Geistesgestörten, der sich weigerte, irgendwo seine Unterschrift zu geben, geschah das gleiche im Lazarett.

vergißwamb damit. Eine ganze Reihe Ärzte hat er auf diese Weise geschädigt. Schließlich war die Zahl so groß, daß er selbst nicht mehr wußte, wo er überall gewesen war. Als er nun einen Arzt heimführen wollte, dessen Wartezimmer er bereits ausgeplündert hatte, erkannte ihn die Empfangsdame wieder. Sie benachrichtigte das nächste Polizeirevier, und so geriet der falsche Patient anstatt unter die Zange des Schnarrzuges in die der Kriminalpolizei.

**Auf weißem Roß.** Der dänische König unterhandelt wegen Ankaufs eines prachtvollen weißen Pferdes, auf dem er nach Bestimmung des schleswigischen Grenzlandes über die Grenze reiten will.

**Der Diplom-Kinooperator.** Die gesetzgebende Körperschaft von Saskatchewan in Kanada hat bestimmt, daß Kino-Operateure nur nach Ablegung einer staatlichen Prüfung und im Besitz eines staatlichen Diploms ihre Tätigkeit ausüben dürfen. Dabei handelt es sich in erster Linie um eine Maßnahme gegen Feuergefahr; aber auch die künstlerischen Gesichtspunkte sind nicht vergessen. Die Operateure werden nämlich nicht nur in Fragen der Elektrizität und der Optik geprüft, sondern sie müssen überhaupt in der ganzen Kinosbranche bewandert sein und nachweisen können, daß sie einen Film mit Uebersetzung und Geschmack abturlen können. Das Vorführen eines Films ist durchaus nicht so einfach, wie man wohl denkt, und sehr häufig wird eine schlechte Wirkung durch das Ungeschick des Operateurs hervorgerufen.

**Ein geheimnisvolles Verbrechen.** Aus Hamburg wird gemeldet: In Hamburger Zeitungen vom 20. Januar und 2. Juni d. J. eingewidmet wurde jetzt auch der Kopf, der zu den am 23. und 30. August an und in der Alster gefundenen Leichenteilen gehörte, im Oberhafenkanal beim Reichsformarkt angetrieben. Die Fundstelle ist zwar von der Alster weit entfernt; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß das Paket von der Alster in die Elbe getrieben und dann durch die Flut in den Kanal geschwemmt worden ist. Der Kopf hat vollständig Haar. Er weist auf der Schädeldecke und an der Antenn

Seite schwere Verletzungen auf. Die Kehle ist durchschnitten und dann ist der Kopf unterhalb dieser Stelle mit einer feinen Säge vom Rumpfe getrennt. Die sämtlichen Leichenteile passen zusammen und ergeben, daß der Tote etwa 1,65 Meter groß gewesen ist.

**Der „ausgemietete“ Junggeselle.** Die Absicht der Gemeinde Grilman, zur Unterbringung obdachloser Familien alle Junggesellenwohnungen zum 1. Oktober mit Beschlag zu legen, hatte einen Berichterstatter kürzlich zu einer herzbewegenden Klage veranlaßt. Hieraus erfolgte folgende Entgegnung:

Das größ're Uebel ist es nicht,  
Wenn du dich würd'st beweiden!  
Dum tue schnellstens deine Pflicht,  
Daß dir 'ne Frau verschreiden.  
Was brauchst du auch allein zu sitzen,  
Wo du der Welt kannst zwiefach nützen?  
Wir geben dir den guten Rat:  
„Greif, Junggesell, beherzt zur Tat!“  
Wir Mädchen woll'n uns gern vermählen,  
Um den „Veruf“ nicht zu verfehlen.  
Bring' alles richtig drum ins Lot,  
So linderst du die Wohnungsnot.  
Schafft dir die Ehechen auch Pein,  
Wir woll'n dir gern behilflich sein,  
Und deine „Weibe“ mit dir teilen;  
Darfst weiter auch als „Herr“ drin weilen!  
Herr Hagesolz, Euch grüßen sein  
Viel heiratslust'ge Mädchlein.

Hoffentlich versteht dieser poetische Appell nicht seine wohlgemeinte Wirkung auf alle Hagesolze.

**Eine menschliche Bestie.** Der Massenmörder Schumann aus Spandau hat nun unter dem Druck der gegen ihn vorgebrachten Beweise nicht weniger als 50 Verbrechen eingestanden. Die Vermutung der Kriminalpolizei, daß dieses Mordregister damit noch lange nicht erschöpft ist, ist leider nur zu begründet. Schumann gibt bis jetzt 7 vollendete Morde, 15 versuchte Morde, 5 Brandstiftungen, 3 Raubüberfälle, 11 Notzuchtigungen und 9 Diebstähle zu. Außerdem ist die Polizei nach den bisherigen Erhebungen der Ansicht, daß Schumann auch ein Straßenmädchen in Spandau ermordet hat. Die auffällig vielen Leichensfunde im Falkenhagener Forst und im gleichnamigen See sind von den dortigen Behörden kurzweg als Selbstmorde erklärt gewesen.

**Das Ei im Ei.** In dieser Zeit, in der die Produktion überall zurückgeht, macht eine wackere englische Henne eine Ausnahme. Dieses Tier, dessen glücklicher Besitzer der Rev. D. Salow in Farnham, Surre, ist, hat nämlich ein Ei gelegt, das ein halbes Pfund schwer war. Unter der äußeren Schale fand man Eiweiß und Eidotter wie gewöhnlich. Aber im Innern des Eis noch ein anderes, vollständig ausgebildetes Ei mit Schale, das ebenfalls in seinem Inhalt normal war. Nach der Erzeugung dieses einzigartigen Eis legte die Henne dann wieder ihre Eier wie gewöhnlich.

## Von Heimat und Heimweh.

Wem es so recht weh geworden ums Herz in der Fremde, der erst weiß, was die Heimat ist, der geht nicht mehr in die Fremde, wo eine Angst ihn ergriffen hatte, als ob von dort kein Weg zum Himmel führe. J. Gotthelf.

Im Gedanken Heimat umarmen sich alle unsere guten Engel. Otto Ludwig.

Heimweh ist das Beste, was der Mensch mitnehmen kann von Hause. Die Heimat ist das Beste, was der Mensch auf Erden hat. Und wenn er Flügel der Morgenröte nimmt oder wenn er über die halbe Erde fährt, er reißt sich doch nicht von ihr los. Sie hält ihn fest wie ein starkes Seil und seine Nacht der Erde bindet mehr als die Heimat bindet. Jürnjacob Struch.

## Humoristisches.

Etwas Ueberraschendes. Frau A.: „Morgen hat mein Mann seinen Geburtstag und ich bin in großer Verlegenheit, was ich ihm schenken soll. Wozu würden Sie mir raten? Irgend was Ueberraschendes natürlich.“ — Herr B.: „Wie wäre es, wenn Sie ihm 'mal das letzte Wort liehen?“

Unüberlegt. Meister: „Bursche, du mußt wohl immer das letzte Wort haben, so was hätte ich meinem Meister nicht bieten dürfen.“ — Bursche: „Das mag auch wohl ein netter Meister gewesen sein.“ — Meister: „Jedenfalls war er besser wie der deine.“

Karlchen (zu Paul): „Du, was ist ein Magnet?“ — Paul: „Ein Magnet ist eine Kraft, die andere Körper anzieht.“

**Bücher, Zeitschriften, Lieferungswerke**  
des In- und Auslandes liefert schnellstens zu Originalpreisen  
**Neumanns Stadtbuchdruckerei**  
Gleiwitz.